

KRITIK IN KÜRZE

Der Freiburger „Barbier“ und sein neues Personal

Zurück zu den Quellen. „Der Barbier von Sevilla“, wie Gioacchino Rossini ihn sich vorstellte. Hatte auch Joan Anton Rechs Telenovela-Studio-Turbulenz seit der Premiere die gerade im deutschen Sprachraum lange bevorzugte Koloratursopran-Fassung der Rosina favorisiert, so kann sich jetzt auch das Freiburger Opernpublikum von den Vorzügen des Originals überzeugen. Die angestammte Mezzo-Version klingt immer noch aufsässig, kratzbürstig genug, aber eben auch fraulicher, weicher und nicht zuletzt – erotischer. Zumal wenn sie so biegsam, so geschmeidig, mit einem so dezidiert eigenen, bestrickenden Timbre gesungen wird, wie Yaroslava Vikhrova es trotz offenkundiger Erkältung tut. Ungeachtet kleiner Aussetzer: erste Klasse auch um sie und den wieder souverän auftrumpfenden Bon-Gang Gu in der Titelpartie herum. Dong Won Kim ist der neue Graf Almaviva: In den Verzerrungen reicht er nicht an die Gewandtheit seines Vorgängers Emilio Pons heran – mit seinem tenoralen Strahl reicht er, etliche Höhen-Extras inklusive, weit über ihn hinaus. Radu Cojucariu, zur Premierenzeit erkrankt, ist ein Basilio der sehnigen Bassbaritone, und wenn der Kanonendonner auszumalen ist, geben seine Reserven auch das her. Welche enormen Talente sich gemeinhin im Chor verbergen, erhellt Kyoung-Eun Lees TV-Moderatorin alias Rossinis Berta. Wieder hohe Beifallstemperaturen. **HWK**

Das Ortenau Rock Symphony Orchestra und seine Gäste

Wieder einmal war es dem „Kopf, Gründer, Dirigenten, Arrangeur, Chorleiter, Komponisten“ des „Ortenauer Rock Symphony Orchestra“ (ORSO), Wolfgang Roese gelungen, Gäste für seine Show zu gewinnen, die es in sich hatten. Irgendwann einmal. Im Zentrum der Show im Freiburger Konzerthaus stand der ehemalige Saga-Frontmann Michael Sadler. Ein Mann, der einst eine Ikone des Progressive-Rock war und nun ein bisschen wie Meatloaf wirkt, wenn er die weichgespülten Versionen seiner einstigen Hits schmachtet. Dass ihm dabei Bariton Gunnar Schierreich mit „No Regrets“ auch noch ein gelungenes Roese-Arrangement zu Klump singen muss – schade. Aber: Sadler gefällig der Abend, er findet es „organic“. Fein. Auch froh, dabei gewesen zu sein, war Sebastian Bargon: freier Autor, Reporter beim SWR, der den Abend moderierte und schnell seine Bedenken bestätigte, auf der Bühne weniger souverän als im Studio zu sein. Ganz offensichtlich hatte sogar der Chor Spaß, den man aufgrund der schlechten Abmischung nur in Ausnahmefällen hörte, was aber auch in Ordnung war: Die Frauenstimmen klangen flach, die Herren sangen unsauber. Bereits der Auftakt von der Empore des Konzerthauses aus flopte gründlich. Ob das Orchester Spaß hatte, dass mit Ausnahme der Saga-Medleys die alten Kamellen spielen durfte, die seit Jahren den Rahmen für Soloeskapaden bilden? Sicher findet sich da wer. Und da Wolfgang Roese den Eindruck erweckt, eh immer happy zu sein, bleibt nur noch das Publikum: Nebel auf der Bühne, zuckend entzückende Lichtshow, und das macht so schön Gänsehaut, wenn die da spielen. Wie könnte man nicht guter Dinge sein? Ausverkauftes Haus. Alle glücklich. **jos**

KULTURNOTIZEN

Brentano-Preis für Ann Cotten
Der mit 10 000 Euro dotierte Clemens-Brentano-Preis der Stadt Heidelberg, der in diesem Jahr in der Sparte Lyrik vergeben wird, geht an die 1982 in Iowa/USA geborene Ann Cotten. Ausgezeichnet wird ihr bei Suhrkamp erschienenen Debüt-Lyrikband „Fremdwörterbuchsonette“. **dpa**

**Beherrscher Ausbruch: Hideto Heshiki**

FOTO: PRO

Jeder bleibt in seiner Welt

„Stereo“: Der Tänzer Hideto Heshiki und der Musiker Nik Bärtsch im Freiburger E-Werk

Tanz kann auch bewegungslos sein. Die Zeit dehnt sich, so lange Hideto Heshiki ohne Regung da steht: Im Dunkel, dem Publikum im Freiburger E-Werk den Rücken zugewandt, die nackten, muskulösen Arme, auf die das Licht fällt, als seien sie allein, als gehörten sie zu keinem Körper, im rechten Winkel erhoben. Die Zeit dehnt sich, so lange seine Hände in der Luft hängen, verloren irgendwie, als habe er sie dort vergessen, während sich Nik Bärtsch auf dem Flügel in immer höhere Tonlagen vorarbeitet, die immer gleiche ostinate Figur mit der Präzision eines Metronoms auf die Tasten stichelt, auf engem Raum, dort wo sich die Hände des Pianisten ins Gehege kommen könnten, wären sein Anschlag nicht so glasklar artikuliert.

So lange der Schweizer Musiker mit dem kahlen Schädel und der meditativen Haltung unverrückbarer Ruhe seine minimalistischen Kaskaden kreiseln lässt, so lange bleibt kein Raum für die Bewegung der Körper. Vorn auf der Bühne sitzt die Tänzerin Nuryia Egger; auch sie, die später wie eine Zaubergeisterin Trockenis in den von der Decke hängenden Zinkeimern zum leise brodelnden Dampfen bringen wird, ist hier noch wie eingefroren. Ein-

mal stürzt Heshiki zu Boden, woraus bemerkenswerter Weise nichts hervorgeht; und wenn er in Zeitlupe seine Arme streckt und die Finger spreizt, ist das schon ein Ereignis.

Erst als Nik Bärtsch den Klang über die höchsten Klaviertöne hinausträgt und ihn, auf seinen Oberschenkel getrommelt, dem Schweigen anvertraut: In diesem fast magischen Moment löst sich der japanische Tänzer aus seiner langen Erstarrung. Nun ist es an ihm, den Raum zu erobern – und er nimmt ihn mit weichen, mit fließenden Bewegungen ein, als sei er ein Schwimmer oder ein Schlittschuhläufer.

Grotesker Ringkampf mit der roten Seidenjacke

Dabei ist nichts an diesen Bewegungen verschwommen: Wie je fasziniert Hideto Heshiki durch seine energetische Präsenz und seine Präzision. Und löst sich sein zum Pferdeschwanz gebundenes langes Haar im Wirbel seiner Armkreise und blitzschnellen Drehungen auch zu einer wilden Mähne, versteigt er sich zuletzt in einen grotesken Ringkampf mit seiner flammend roten Seidenjacke, so verliert er doch in keinem Augenblick die Kon-

trolle über seine fliegenden Glieder: Es ist ein mit jeder Faser beherrschter Ausbruch, so beherrscht wie die schockhaft jäh, knochentrockenen Schläge Bärtschs gegen eine Trommel in seinem Rücken.

„Stereo“ heißt dieser Abend, den Hideto Heshiki aus alter Verbundenheit von Zürich nach Freiburg gebracht hat, wo er Tänzer bei Amanda Miller gewesen ist und wo er in dem Geiger Harald Kimmig vor vier Jahren seinen ersten musikalischen Duo-Partner und Widerpart gefunden hat. „Stereo“: Das trifft es genau. Auf zwei parallelen Kanälen findet das Geschehen statt, das – so der rätselhafte Untertitel – „The Madness of Lenient Continuity“, die Verrücktheit der gelinden Kontinuität zum Thema hat.

Nicht ist hier eine Interaktion zwischen Tanz und Tastenspiel zu erleben, nicht geht der eine Künstler auf den anderen zu. Jeder bleibt in seiner Welt. Dass die Performance trotzdem keineswegs in zwei Teile auseinander fällt, liegt an der verblüffenden Ähnlichkeit in der Haltung dieser beiden großartigen Künstler. Wenn es eine Objektivität von Seelenzuständen gibt, dann ist sie hier erreicht. Unerhört.

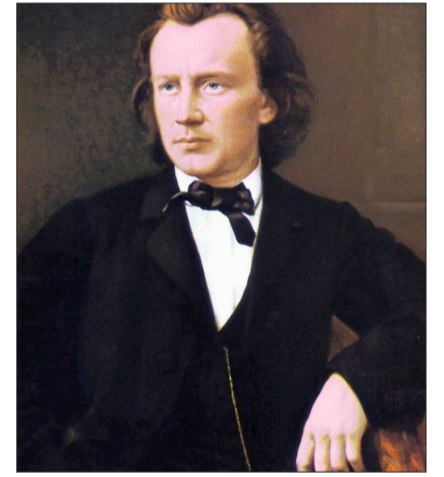
Bettina Schulte

Der Weg zur Seligkeit

Lutz Rademacher dirigierte das Brahms-Requiem im Münster

Seltsam! Jeder ist (irgendwann) betroffen, aber kaum jemand spricht darüber. Der Tod steht am Ende des Lebens und wird daher gern verdrängt, abgeschoben. Aber er ist da, allgegenwärtig. Sogar die Spägesellschaft muss ihn zur Kenntnis nehmen. Dem Phänomen nicht ausgewichen ist Johannes Brahms. Schon in jungen Jahren hat sich der gebürtige Hamburger mit kühlem Kopf die Jenseitsfrage gestellt – und eine überzeitlich gültige, künstlerische und persönliche Antwort gegeben. Brahms' Deutsches Requiem, für das er die Bibelstellen selbst ausgewählt hatte, ist keine Privattheologie, sondern ein religiöses (heute würde man vielleicht gern sagen: ökumenisches) Dokument.

Ein humanes Dokument der Wechselbäder: hier Trauer, da Trost, hier Schrecken, da Seligkeit. Lutz Rademachers Interpretation beim Freiburger Münsterkonzert thematisierte all diese Ebenen. Angefangen mit der so verhaltenen, weichen, aus der Tiefe herauswachsenden Instrumentallinie, die aufs erste, gleichsam in den Raum gehauchte Chorwort zusteuert: „Selig!“ Nahezu ohne Pause der Übergang zur marschmäßigen b-Moll-Düsternis und dem Fleisch, das wie Gras ist. Zu jener Realität, die unerbittlich hart sein kann. Kleine Akzente, große Bögen: Rademacher, der neue Erste Kapellmeister des Freiburger Theaters, hatte dieses Brahms'sche Erfolgswerk im Griff, die Partitur zwar vor sich liegen, dabei aber, wie es sich gehört, die Musik im Kopf.

**Johannes Brahms, um 1860** FOTO: BZ

Klangwerkzeug des Dirigenten war vor allem das kompakt und doch zu Differenzierung und Polyphonie fähige üppige Chorangebot aus Domchor (Einstudierung: Boris Böhm) und Bernhard Moncados theaterreinem Opernchor. Bürgerliche Chorkultur fast wie zu Brahms' Tagen. Vorm Chor und nicht vor dem gut aufgelegten Philharmonischen Orchester waren die Solisten platziert: die Schwarzkopf-Schülerin Martina Rüping mit ihrer schlanken, nachdrücklichen Sopranlyrik und Neal Schwantes mit charakterbaritonaler Expressivität. Die Solisten in Chornähe: Zumindest inhaltlich macht das bei diesem Opus Sinn.

Und dann gab es die Institution des Merksatzes. Einer davon war „Aber des Herren Wort bleibt in Ewigkeit“. Markig, wie unterm Motto „Wir lernen fürs Leben“ wurde er vorgetragen. Daneben die Idylle bei „Wie lieblich sind Deine Wohnungen“ – man denkt hier womöglich an die lieblichen Boten in Mendelssohns „Paulus“. Apropos Paulus: Der fragt im ersten Korintherbrief nach dem Sieg des Todes. Letzterer wurde besiegt. Brahms zitiert den Satz. Nicht nur daher ist seine musikalisierte Requiem-Lesart ein unmissionarisches Bekenntniswerk. Schritt für Schritt steuerte die von Rademacher verantwortete Auslegung aufs Finale zu: aufs ewige Glück derer, die im Herrn sterben. Diese Verheißung tröstet. Mehr noch: Die aus Text und Musik sprechende Zuversicht ermutigt, wärmt.

Überschattet wurde der Abend von einem Malheur: Unmittelbar nach der Aufführung stürzte eine Sängerin von der Chortribüne. Sanitäter traten auf den Plan. Applaus für das schöne Konzert unterblieb – weitestgehend. Drum sei er hier nachgeholt. **Johannes Adam**

Auf den staubigen Straßen von „Krankfurt“

Rapper Azad aus Frankfurt trat mit angeschlagener Stimme vor kleinem Publikum im Jazzhaus auf

Die Faust des Nordwestens, Der Bozz, Die 1-Mann-Armee. Viele Namen für einen Künstler: Azad aus Frankfurt. Der harte Rapper, der in seinen Liedern deftige, laute Ansagen positive Kopf-hoch-Botschaften entgegenstellt und seit Jahren zur Elite der deutschen HipHop-Landschaft zählt. Auf der Tour zum aktuellen Album „Blockschrit“ machte er wieder im Freiburger Jazzhaus Halt, wo er schon bei früheren Touren die Bühne einnahm. Der urige Gewölbekeller bildet die perfekte Kulisse für den rohen und harten Sound des Rappers.

Nur eines passte nicht ganz ins Bild. Das Jazzhaus war nur etwa zur Hälfte gefüllt. Für einen Rapper seines Kalibers sind 300 Zuschauer nicht gerade die Marke, die es zu erreichen gilt. Schon gar nicht, wenn mit Tone eine Legende der Szene den Voract gibt. Es muss wohl der hohe Eintrittspreis von mehr als 20 Euro gewesen sein, der viele davon abhielt, den Weg ins Jazzhaus finden. So war es eben ein Konzert ohne die berühmte stickige Jazzhausluft, die einem bei ausverkauften Konzerten schnell die Schweißperlen auf die Stirn treibt. Der Stimmung tat das keinen Abbruch. Diejenigen, die da waren, feierten. Bei Tone zunächst

**Schon ohne Wollmütze: Rapper Azad** FOTO: WEBER

noch etwas verhalten, denn das zu großen Teilen junge Publikum kannte den Frankfurter Reimroboter wohl einfach nicht. Schade, so spielte er auch nur ein recht kurzes Set.

Danach war der Mann des Abends an der Reihe. Und der war trotz arg rampo-nierter Stimme gut aufgelegt. „Lasst uns zusammen feiern, meine Freunde“, begrüßte er mit heiserer Stimme seine Fans. Gesagt, getan. Wollmütze, Bomberjacke

und dicke Halskette waren schnell abgelegt. Seine Tätowierungen präsentierend, spielte sich der kurdischstämmige Frankfurter mit der Unterstützung von Jeyz, der auf seinem eigenen Label „Bozz Music“ unter Vertrag ist, quer durch seinen Katalog an Klassikern und Hits. Lyrische Abrissbirnen wechselten sich mit Huldigungen an das Positive und das Gute ab. Von Ansagen des harten Lebens auf den staubigen Straßen von „Krankfurt“, über Battlerap-„Alarm“ hin zu Hymnen auf die Hoffnung, wie etwa „Prison Break Anthem“. Mit dem Lied enterte er jüngst als erster deutscher Rapper überhaupt einen ersten Platz in den deutschen Singlecharts. Azads tiefe Stimme, gelegt über druckvolle und treibende Beats, kann den Hörer in eine andere Welt entführen. Trotz eines durchweg sympathischen und souveränen Auftretts fern jeglicher Allüren geschieht das aber vor allem beim Genuss eines Azad Albums auf CD. Mit angeschlagener Stimme vor kleinem Publikum will sich die Strahlkraft dieses Künstlers einfach nicht so recht entwickeln. Aber das beschauliche Freiburg ist eben auch nicht Frankfurt. Dort ist der Identifikationsfaktor um einiges höher. **Daniel Weber**